

der Lichtwarkschule. In Recherche (umfassend, vielseitig) und Darstellung (anschaulich, lebendig) geht die Verfasserin methodisch versiert vor, so dass die Arbeit wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf genügt. Die stilistisch gekonnte und souveräne Darstellungsweise sowie insbesondere die zahlreichen, überwiegend bislang unveröffentlichten Fotos (zum großen Teil aus dem Helmut Schmidt-Archiv) erleichtern die Lektüre und den Zugang zum Thema.

Die Verfasserin begegnet ihrem Untersuchungsgegenstand mit Empathie, aber nicht unkritisch. So verherrlicht sie weder die Lichtwarkschule (hier schließt sie sich weitgehend meinen Ergebnissen an, s. *Joachim Wendt: Die Lichtwarkschule in Hamburg 1921–1937. Eine Stätte der Reform des höheren Schulwesens, Hamburg 2000*) noch Helmut und Loki Schmidt, denen sie etwa bescheinigt, keine „Musterschüler“ gewesen zu sein, um augenzwinkernd hinzuzufügen, dass die „Imagewirkung“ einer derartigen Einschätzung mancher Helmut-Schmidt-Biographen „im Allgemeinen eher negativ zu bewerten wäre“ (S. 127).

Bei der Präsentation des Buches am 21. Nov. 2007 im Hamburger Rathaus machte Frau Beer mit Blick auf die Erfahrungen von Helmut und Loki Schmidt in der Lichtwarkschule darauf aufmerksam, dass bei der aktuellen Diskussion um eine stärkere Individualisierung des Schulunterrichts der Gemeinschaftsgedanke nicht zu kurz kommen dürfe. Das Beispiel der Lichtwarkschule macht deutlich, dass dies kein Widerspruch sein muss. Insofern ist das vorliegende Buch nicht nur eine lohnende Lektüre für alle, die sich näher mit Helmut und Loki Schmidt beschäftigen wollen, sondern auch an aktuellen Fragen der Schulreform interessiert sind.

Joachim Wendt

*Johannes Gerhardt, Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung. Hamburg (Hamburg Univ. Press) 2007. 96 S., zahlr. Abb. (= Mäzene der Wissenschaft, Bd. 1), 14,80 EUR.*

Soll eine Stiftung „stiften gehen“, nur weil ihr Stiftungskapital durch äußere Einflüsse so stark geschrumpft ist, dass sie ihren satzungsgemäßen Aufgaben nur noch in eingeschränkter Weise nachkommen kann? Was für Stiftungen mit überholten oder unbedeutenden Zielsetzungen vielleicht angebracht sein könnte, ist mit Sicherheit nicht der richtige Weg für eine solche, die vor einhundert Jahren das Geld für die Gründung des Vorgängerinstitutes der Universität Hamburg aufgebracht hat und auch heute noch den hochaktuellen Zweck verfolgt, „die Wissenschaften und deren Pflege und Verbreitung zu fördern“. Das muss sich auch das 23-köpfige Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung unter Führung ihres Vorsitzenden, des Hamburger Notars Ekkehard Nümann, gedacht haben, als es beschloss, anlässlich des 100-jährigen Gründungsjubiläums die Schriftenreihe „Mäzene der Wissenschaft“ herauszugeben.

In dieser Reihe ist als erster Band das gut ausgestattete Büchlein „Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung“ erschienen (s. dazu auch die Besprechungen S. 247f. und 251–254). Ziel der Reihe, die auf 48 Bände anwachsen soll, ist es, diejenigen Persönlichkeiten zu würdigen, die es durch ihre Großzügigkeit vor 100 Jahren möglich gemacht haben, die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung ins Leben zu rufen. Treibende Kraft zur Gründung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung war Werner von Melle (1853–1937) gewesen, der Ham-

burg über den Umweg der Gründung des Kolonialinstitutes zu einer damals bei den Kaufleuten noch ungewünschten Universität verhelfen wollte (s. zum Kolonialinstitut die Besprechung S. 288ff.).

Knapp vier Millionen Mark waren im Gründungsjahr zusammengekommen, wobei zwei Drittel von jüdischen Spendern stammten. Der bedeutendste Gönner war Alfred Beit (1853–1906), der allein zwei Millionen Mark gab, gefolgt von der Familie Warburg, die 250.000 Mark spendete. Der größte Teil des Vermögens der Stiftung ging durch Inflation und Währungsreform verloren, aber so bitter arm wie die Stiftung dadurch erscheinen möchte, ist sie nun auch wieder nicht. Anlässlich der Geburtstage der Stiftung und des späteren Gönners Kurt Hartwig Siemers im Jahre 2007 verleiht sie – zusammen mit der Edmund-Siemers-Stiftung – den mit 20.000 EUR dotierten Kurt-Hartwig-Siemers-Wissenschaftspreis. Die Reihe „Mäzene der Wissenschaft“ soll die Spendenbereitschaft der heute lebenden Generation wecken und für Stiftungen werben, damit die Wissenschaft von der Stiftung noch stärker als bisher gefördert werden kann. – Eine großartige Idee, der man den größtmöglichen Erfolg wünschen kann.

Der vorliegende Band geht ganz bewusst nicht auf die Geschichte der Stiftung ein, weil diese schon an anderen Stellen erschienen ist (s. etwa *Gerhard Abrens: Kaufmannschaft und Wissenschaftsförderung, 75 Jahre Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung*, in: Uni HH Bd. 13, 1982, 2. April). Stattdessen präsentiert Gerhardt auf den ersten 20 Seiten – mit *Hugbert Flitner*, Ratsmitglied der Bürgerstiftung Hamburg, als Koautor – einen Einblick in die damals existierenden gemeinnützigen und wissenschaftlichen Einrichtungen, die in Hamburg auf den Gebieten Bildung, Kunst, Kultur und Wohlfahrtswesen tätig waren und teilweise heute noch sind. Es folgen, auf jeweils ein bis zwei Seiten, die Biographien der 47 „Donatoren“ des ersten Jahres, der 15 Kuratoriumsmitglieder zur Zeit der Gründung – von denen vier auch Spender waren – und des ersten Sekretärs der Stiftung. Es muss den Autor ziemliche Mühe gekostet haben, die wichtigsten Daten der Lebensgeschichten herauszufinden, denn das Archiv der Stiftung war nicht ergiebig, weil es im Zweiten Weltkrieg weitgehend vernichtet wurde. Von einigen Personen waren deswegen nicht einmal die Lebensdaten feststellbar, was möglicherweise mit Emigration oder Deportation der jüdischen Spender in Verbindung gebracht werden muss.

Auffällig ist, dass ein einziger namhafter Spender (Dr. med. Henry Smidt, Düsseldorf: 25.000 Mark), der auf der linken im Buch abgebildeten Säule im Hauptgebäude der Universität als Förderer eingraviert worden ist, überhaupt nicht erwähnt wird. Auch gibt es einige kleinere Ungenauigkeiten: z.B. heißt es über Adolph Lewisoohn (1849–1938), dass seine vier Brüder „1890 das ehemalige Wohnhaus Samuel Lewisoohns [des Vaters] am Kleinen Schäferkamp 32 in ein Stift für Freiwohnungen umgewandelt“ hätten. Samuel Lewisoohn lebte nie am Kleinen Schäferkamp. Wilhelm Martin von Godeffroy (1834–1904) erscheint als großzügiger Gönner, weil er das Museum Godeffroy „dem Staat Hamburg unter bestimmten Voraussetzungen schenken“ wollte. Zwar war das dessen erste Idee, falls die Stadt ein Gebäude dafür spendieren würde. Aber da das nicht der Fall war, forderte er für die Übernahme des Museums über 750.000 Mark. Er bekam dann schließlich nur einen Bruchteil davon. Godeffroy war zwar sehr reich, aber noch viel geiziger. Die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung erhielt zwar 100.000 Mark aus dieser Quelle,

aber erst nach dem Tod von Wilhelm von Godeffroy aus der von ihm gegründeten Stiftung.

Man muss dem Autor, heute Geschäftsführer der Stiftung und Sohn eines Kuratoriumsmitgliedes, zugutehalten, dass er gedrängt wurde, die ersten drei Bände dieser Reihe in einer äußerst kurzen Zeitspanne herauszubringen. Das erklärt auch die weiteren kleineren, eher formalen Unzulänglichkeiten: Die Quellen, soweit es sich um Handbücher und zeitgenössische Lebenserinnerungen handelt, sind für einige Personen gut genutzt, aber gleichzeitig für andere nicht vollständig ausgeschöpft worden. Auch der Anmerkungsapparat zeigt kleinere Ungenauigkeiten. Trotzdem: ein empfehlenswertes Buch für eine Stadt, die mit mehr als 1000 Stiftungen auf diesem Gebiet eine Spitzenstellung in Deutschland einnimmt.

Claus Gossler

*Horst Gronemeyer, Friedrich von Hagedorn. Hamburgs vergessener Dichter.* Hg. vom Verein für Hamburgische Geschichte. Bremen (Ed. Temmen) 2008. 142 S., zahlr. Abb. (= Hamburgische Lebensbilder, Bd. 20), 12,90 EUR.

Es ist Bewegung in die biographische Erforschung der hamburgischen Geschichte gekommen. In der Reihe „Hamburger Köpfe“, herausgegeben seit 2000 von der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, liegen inzwischen zahlreiche Bände vor, die mitunter Bekanntes kompilieren, in vielen Fällen jedoch auch biographisches Neuland erschließen. Wer den lexikalischen Zugriff bevorzugt, kann zur „Hamburgischen Biografie“ greifen, deren bislang veröffentlichte drei Bände 1100 Porträts enthalten; der vierte Band erscheint 2008, zwei weitere Bände sind in Planung.

Weder die Reihe „Hamburger Köpfe“ noch die „Hamburgische Biografie“ jedoch kann auf eine annähernd so lange Geschichte zurückblicken wie eine Veröffentlichungsreihe, die der Verein für Hamburgische Geschichte seit 1989 herausgibt. Die Rede ist von den „Hamburgischen Lebensbildern“. Der nun vorliegende zwanzigste Band ist einem Dichter gewidmet, der zu den bedeutendsten Lyrikern des 18. Jahrhunderts zählt und wie wenige andere das literarische Leben Hamburgs im Zeitalter der Aufklärung repräsentiert: Friedrich von Hagedorn. Dass dieses Buch pünktlich zum 300-jährigen Geburtstag des Dichters erscheint, wird ihm hoffentlich den Rückenwind geben, den es benötigt. Denn Hagedorn ist, wie der Untertitel es treffend benennt, tatsächlich ein „vergessener Dichter“, dessen Werk außerhalb der akademischen Fachgelehrsamkeit nur in einigen Lyrikanthologien mit wenigen Gedichten überlebt hat. Auf dem Buchmarkt sucht der interessierte Leser heute vergeblich nach einer Ausgabe von Hagedorns Werken. Um es gleich vorwegzunehmen: Für die Wiederentdeckung des Lyrikers und Fabeldichters, der großen Einfluss auf Lessing und den jungen Goethe ausgeübt hat, ist mit der vorliegenden Biographie ein sehr guter Anfang gemacht. Es hätte für diese Aufgabe wohl kaum ein versierterer Autor gewonnen werden können als *Horst Gronemeyer*, langjähriger Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Forschungsleiter und Mitherausgeber der historisch-kritischen Hamburger Klopstock-Ausgabe und profunder Kenner der Literatur des 18. Jahrhunderts. Vor allem aber ist Gronemeyer Herausgeber der zweibändigen, akribisch kommentierten Ausgabe sämtlicher erhaltener Briefe Hagedorns (Berlin 1997), die der Hagedorn-Forschung eine neue Grund-